

Der homosexuelle Bösewicht

Autor(en): **Mailer, Norman**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **23 (1955)**

Heft 6: **Moderne Kunst / L'art moderne / Modern art**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der homosexuelle Bösewicht

von *Norman Mailer*

In dem folgenden Beitrag beschäftigt sich Norman Mailer, der Verfasser des weltberühmten Buches «Die Nackten und die Toten», mit der gleichgeschlechtlichen Frage. Dieser mutige Vorstoss eines führenden amerikanischen Dichters erschien zuerst in ONE, der bekannten amerikanischen Monatschrift, mit deren freundlicher Erlaubnis wir in der Lage sind, unseren Lesern diesen wichtigen Beitrag in deutscher Sprache bringen zu können. Jeder Nachdruck ist urheberrechtlich verboten. «Der Kreis».

Diejenigen Leser der Zeitschrift ONE, die mit meinen Romanen vertraut sind, mögen vielleicht irgendwie überrascht sein, einen Beitrag von mir an dieser Stelle zu finden. Schliesslich bin ich genau so schuldig wie jeder andere zeitgenössische Romanschriftsteller gewesen, dass ich den homosexuellen (oder besser gesagt: den bisexuellen) Charakteren meiner Romane unerfreuliche, lächerliche oder böse Züge unterlegt habe. Ein Teil der Wirkung einer Gestalt wie des Generals Cummings in «Die Nackten und die Toten» — wenigstens für die Leser, die ihn als gutkonzipierten Charakter empfanden — beruhte auf der Homosexualität, die ich offenkundig als innerste Triebfeder vieler seiner Handlungen erahnen liess. Auch in meinem Roman «Barbary Coast» war der *Verbrecher* ein geheimer Polizeiagent, namens Leroy Hollingworth, dessen Sadismus und Verschlagenheit unauflöslich mit seinem geschlechtlichen Anderssein verbunden sind.

In der Zeit, als ich diese Romane schrieb, war ich mir bewusst, ehrlich zu sein. Ich glaubte, — wie so viele Heterosexuelle — dass eine innere Beziehung zwischen Homosexualität und «dem Bösen» bestünde, und es schien mir völlig natürlich, wie auch symbolisch gerecht, den Gegenstand auf diese Weise zu behandeln.

Die Ironie lag darin, dass ich in all diesen Jahren nicht einen einzigen Gleichgeschlechtlichen kannte. Ich hatte natürlich homosexuelle Menschen getroffen, andere als gleichgeschlechtlich entdeckt, noch andere «verdächtig» und erfuhr sogar nach Jahren, dass ein oder zwei enge Freunde von mir gleichgeschlechtlich waren. Aber ich hatte keinen einzigen im menschlichen Sinn des Wortes so nah «gekannt», dass ich die Empfindungen eines Freundes mit seinen und nicht mit meinen Augen ansah. Ich *kannte* keine homosexuellen Menschen, weil ich sie offenbar nicht kennen lernen wollte. Es genügte mir, um die Gleichgeschlechtlichkeit eines Menschen zu wissen, und schon würde ich aufhören, ihn ernsthaft als Persönlichkeit zu betrachten. Ob er intelligent, mutig, hilfsbereit, humorvoll, tugendhaft oder in seelischer Not war — das spielte alles keine Rolle. Ich fand ihn höchstens komisch und — hier ist das Wort **wieder** — **wenn ich ihn ernst nahm**, «böse». (Ich glaube, es ist nebenbei gesagt, bedeutsam, dass ebensoviele Homosexuelle den Zwang fühlen oder gezwungen werden, Schutzwälle zu errichten, ja sich sogar, falls nötig, errungener Frauenliebe zu brüsten, ohne tausend andere kleine Sicherungen zu erwähnen, denn Heterosexuelle wollen oft gern betrogen sein, damit sie Freundschaften fortführen können, die sie sonst auf Grund von Vorurteilen oder gelegentlich aus Angst beenden würden.)

Natürlich übertreibe ich hier etwas. Ich bin niemals wild bigott gewesen und habe mich nie an der «Hexenjagd» auf Homosexuelle beteiligt, wenigstens nicht von Mensch zu Mensch. Mir wurde übel, wenn ich hörte, mit welchem Genuss Soldaten beschrieben, wie sie irgendeinen Kerl in einer Bar umgelegt hatten. Meine Einstellung glich, kurz gesagt, dem Antisemitismus des gebildeten Mannes.

Das einzig Bemerkenswerte an all diesem ist, dass ich keineswegs in einer kleinen Stadt lebte. New York, was auch immer seine Freuden und Leiden sein mögen, ist ja kein unzivilisiertes Milieu. Vielleicht würde es zu weit gehen zu sagen, dass New Yorks Haltung den Homosexuellen gegenüber eine gewisse Ähnlichkeit mit dem stechenden Schmerz liberaler oder radikaler Menschen hat, den diese empfinden, wenn jemand Worte wie «Nigger» oder «Kike» braucht; aber trotzdem herrscht in der Stadt eine beträchtliche Duldsamkeit und eine ebenso beträchtliche räumliche Enge. Die scharfen und genauen Scheidelinien zwischen homosexueller und heterosexueller Gesellschaft sind oft völlig verwischt. Während der letzten sieben oder acht Jahre hätte ich mehr als ausreichende Gelegenheit gehabt, etwas über homosexuelle Menschen in Erfahrung bringen zu können, wenn ich gewollt hätte -- aber offenbar wollte ich nicht.

Leider kenne ich die psychologischen Wurzeln nicht, die zu einer Aenderung meiner Haltung führten. Vielleicht wären sie aufschlussreich gewesen. Unglücklicherweise ist dem aber nicht so. Der Vorgang scheint mir verstandesmässig gekommen zu sein, verstandesmässig in dem Sinne, dass der Antrieb durch Lektüre kam und sich nicht aus irgendwelchen wichtigen menschlichen Erfahrungen entwickelte. Der einzige Hinweis darauf, dass sich mein Vorurteil zu mildern begann, war die Tatsache, dass meine Frau und ich langsam angefangen hatten, uns mit einem homosexuellen Maler anzufreunden, der in unserer Nachbarschaft lebte. Er war ein angenehmer, hilfsbereiter Nachbar, und es kam dazu, dass wir seine Hilfe in verschiedenen kleinen Dingen annahmen. Wir wussten, dass er gleichgeschlechtlich war, aber es bestand eine schweigende Uebereinstimmung zwischen uns, dass wir nicht darüber sprachen. Da jedoch so vieles aus seinem Privatleben nicht diskutierbar war, hatte unsere Freundschaft Grenzen. Ich nahm ihn hin, wie der Bankbesitzer einer kleinen Stadt vor fünfzig Jahren einen «guten» Juden hingenommen haben würde.

In dieser Zeit wurde mir ein Freiexemplar von ONE zugesandt, wie es die Herausgeber an eine ganze Reihe von Schriftstellern gesandt hatten. Ich weiss noch, dass ich mir die Monatsschrift mit einigem Interesse und leicht amüsiert anschaute. Zum Teil war ich ungünstig beeindruckt. Die Qualität der Beiträge war im allgemeinen bescheiden (die meisten Menschen, mit denen ich darüber gesprochen habe, stimmen darin überein, dass sich das allgemeine Niveau der Beiträge seitdem beträchtlich gehoben hat), und mir schien es fragwürdig, in einer Monatsschrift, die ernst genommen zu werden wünschte, gewisse Annoncen zu finden. (Ich vertrete noch heute den gleichen Standpunkt, einerlei welche finanziellen Erwägungen dabei im Spiel sein mögen.) Aber in den Leitartikeln fand sich eine gewisse Klarheit und Ehrlichkeit, und wenn ich auch keine Sympathie aufzubringen vermochte, so muss ich doch ehrlich sagen, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben keine Antipathie fühlte. Aber das Wichtigste war vielleicht, dass meine Neugierde erregt worden war. Ein paar Wochen später bat ich meinen Malerfreund, mir sein Exemplar von Donald Webster Cory's Buch: «Der Homosexuelle in Amerika» zu leihen.

Die Lektüre dieses Buches wurde ein wichtiger Markstein. Mr. Cory scheint mir ein bescheidener Mann zu sein, und ich glaube, er selbst wird der erste sein zuzugeben, dass sein Buch sehr gut ist, mit ausgezeichneter Beweisführung und ruhiger Argumentation, aber dass es kaum ein «grosses» Buch ist. Aber nichtsdestoweniger kann ich mich kaum an irgendwelche anderen Bücher erinnern, die meine Vorurteile derart radikal beschnitten und meine Gedankengänge derart grundlegend verändert haben. Ich kämpfte gegen das Buch, ich bestritt es von Punkt zu Punkt, ich war oft verärgert, aber ich konnte mich einer wachsenden Bedrückung nicht entziehen, dass ich in Bezug auf dies Problem bigott und engstirnig gewesen war, und «bigott» ist ein

Wort, das mir kein Vergnügen machte, es auf mich selbst anzuwenden. Gleichzeitig kam mir die Erkenntnis, dass ich mich von einem grossen Komplex des Lebens abgeschlossen hatte. Dieser Gedanke ist für einen Schriftsteller immer beunruhigend. Ein Schriftsteller hat sein Talent, vielleicht ist er schon damit geboren, aber ob er sein Talent entwickelt, hängt zu einem gewissen Grad davon ab, welchen Gebrauch er davon macht. Er kann als Persönlichkeit wachsen oder er kann kleiner werden, und damit will ich keine leichten Parallelen zwischen moralischem und künstlerischem Wachstum ziehen. Ein Schriftsteller kann unter Umständen sich als Mensch völlig verändern, aber sein Wahrnehmungsvermögen, seine Neugierde, seine Reaktionsfähigkeit auf das Leben dürfen sich nicht verkleinern. Das Schlimmste ist, kleiner zu werden, an weniger interessiert zu sein, weniger Dingen Sympathie entgegenzubringen und zu dem Punkt herabzusinken, wo das Leben selbst seinen Anreiz verliert, und die eigene Leidenschaft nach menschlichem Verstehen aller Dinge sich in Gesättigtheit und Abneigung verwandelt.

Und während ich Mr. Cory's Buch las, kam ich auf einmal zu dem Schluss: «Mein Gott, auch Homosexuelle sind Menschen». Zweifellos wird dies den Lesern von ONE unglaublich naiv vorkommen, denn sie sind sich oft nur allzu schmerzhaft bewusst gewesen, dass sie tatsächlich Menschen sind, aber das Vorurteil ist mit der Naivität verheiratet, und selbst das Erschlagen von Vorurteilen, besonders wenn es so abrupt geschieht, hat etwas Naives an sich. Ich habe mich nicht bemüht, dies zu verbergen. Im nochmaligen Ueberlesen dieses Beitrages finde ich seinen Ton manchmal fast naiv, aber es hat keinen Sinn zu versuchen, ihn zu ändern. Man wird nicht im Verlauf einer Nacht in Bezug auf ein Problem superklug, das man so lange von sich ferngehalten hat.

Aber ich fing endlich einmal an, mein Vorurteil in Bezug auf die Homosexualität näher zu untersuchen. Ich war jahrelang freidenkender Sozialist gewesen, und die selbstverständlichen Wurzeln meiner Ueberzeugungen waren gewesen, dass die menschliche Gesellschaft jedem Individuum das Recht geben muss, den Weg zu sich selbst zu finden. Freizügiger Sozialismus (das erste Wort ist so wichtig wie das zweite) oder fortschrittlicher Sozialismus hat als unvermeidliche Grundlage, dass man Respekt vor den Verschiedenheiten menschlicher Erfahrung hat. Ein Grundsatz meines gesamten Denkens war gewesen, dass geschlechtliche Beziehungen, vor allen anderen, nach Freiheit verlangen, selbst wenn solche Freiheit zu nichts mehr als Zwang oder Notwendigkeit kommen würde. Denn die Geschichte hat uns auf der anderen Seite genug Beispiele des gemeinsamen Nenners zwischen geschlechtlicher Unterdrückung und politischer Unterdrückung gegeben. (Eine faszinierende These dieses Gegenstandes findet sich in dem Buch Wilhelm Reich's «Die sexuelle Revolution».) Ich darf wohl sagen, dass ich zum ersten Mal erkannte, dass die Verfolgung der Homosexuellen ein politischer und reaktionärer Akt ist, und ich schämte mich vor mir selbst.

Auf der Haben-Seite fand ich im Lauf der nächsten Monate eine grosse Bereicherung — um es kurz und treffend zu sagen, ich fühlte, dass ich das Leben und die Menschen besser verstehen lernte. Meine Grundeinstellung dem Leben gegenüber hatte einen Schock empfangen, und Licht und Schatten wechselten ihre Plätze, was damit gleichbedeutend ist zu sagen, dass ich viel lernte. An einem vielleicht zur Verlegenheit zwingenden persönlichen Punkt entdeckte ich einen anderen Gewinn. Es gibt wohl kaum einen intelligenten lebenden Heterosexuellen, der sich nicht einmal zu irgendeiner Stunde seines Lebens Gedanken um eine in ihm schlafende Neigung zur Homosexualität gemacht hat, und obwohl ich keinerlei bewusstes gleichgeschlechtliches Verlangen in mir entdeckte, hatte ich mich oft gewundert, ob nicht irgendetwas Verdächtiges meiner scharfen Ablehnung alles Homosexuellen zugrunde lag. Wie erfreulich

war es zu entdecken, dass alle Spannung verschwand, sobald man sich entschlossen hatte, homosexuelle Menschen als wahre Freunde anzuerkennen. Ich machte mir keinerlei Gedanken mehr, ob tief in mir verborgen eine homosexuelle Ader schlummerte. Die Frage hatte ihre grosse Wichtigkeit verloren und paradoxerweise erkannte ich erst jetzt, dass ich tatsächlich ganz heterosexuell bin. Enge Freundschaften mit Homosexuellen waren möglich geworden, ohne dass sexuelles Verlangen oder eine sexuelle Nuance mitschwang — wenigstens keine grössere erotische Nuance als die, die in jeder menschlichen Beziehung zu finden ist.

Ich hatte jedoch in dieser Zeit ein besonderes persönliches Problem. Ich beendet gerade «The Deer Park», meinen dritten Roman. Er enthielt eine Nebenfigur namens Teddy Pope, einen homosexuellen Filmschauspieler. In den beiden ersten Fassungen des Romans war er die übliche Witzfigur gewesen, er war masslos affektiert und deshalb lächerlich. Einer der Gründe, weshalb ich dem Buch von Cory soviel Widerstand entgegensetzte, war, dass ich anfang einzusehen, dass meine Charakterzeichnung falsch gewesen war. Im Leben gibt es viele lächerliche Menschen, aber im Grund behauptete ich, dass Teddy Pope lächerlich sei, weil er homosexuell war. Ich war mit der Gestalt unzufrieden, noch ehe ich das Buch von Cory gelesen hatte, ich wusste selbst, dass zu viel Bosheit beim Entwurf am Werk gewesen war, aber ich würde es vermutlich so gelassen haben. Nach der Lektüre von Mr. Cory's Buch war es unmöglich geworden. Ich glaubte nicht mehr an Teddy Pope, wie ich ihn gezeichnet hatte.

Aber ein nahezu vollendeter Roman ist schwer zu ändern. Wenn es überhaupt ein gutes Buch ist, haben sich die Grössenverhältnisse, die Bedeutungen und die Zwischenbeziehungen der Charaktere unlöslich verbunden, und man kann sie nicht verletzen, ohne dem Werk zu schaden. Ausserdem habe ich eine Antipathie, Romane als direkte Stellungnahme zu letzten Gedankengängen zu nehmen. Ich hatte deshalb kein Verlangen, Teddy Pope in einen tugendhaften, noblen Charakter umzumodeln. Das würde genau so falsch und betonte Propaganda gewesen sein, als ihn zu lassen, wie er war. Und obwohl er nur eine Nebenfigur war, hatte er doch eine wichtige Beziehung zur Handlung, und es war mir klar, dass ich ihn nicht ändern konnte, ohne grosse Teile des Romans umschreiben zu müssen. Mein Entschluss, mit dem ich nicht allzu glücklich bin, war, Teddy Pope mehr oder weniger so zu lassen wie er war, ihm aber Tiefenwirkung zu geben. Vielleicht ist es mir gelungen. Er wird als Charakter niemals die Bewunderung vieler Leser finden, aber es ist möglich, dass sie jetzt für ihn ein Gefühl aufbringen können. Wenigstens ist er kein Objekt der Lächerlichkeit mehr und auch nicht mehr das Ziel meiner Bosheit, und ich hoffe der Roman hat dadurch als Ganzes gewonnen. Meine Hoffnung ist, dass manche Leser durch ihn vielleicht angeregt werden mögen, sich einmal die ganze Tonleiter der homosexuellen Persönlichkeit als Parallele zur Tonleiter der heterosexuellen Persönlichkeit vorzustellen, auch wenn Teddy Pope als Charakter der dunkleren Hälfte dieses Bildes entstammt. Die Mehrzahl der gleichgeschlechtlichen Leser meines neuen Romans werden bei seiner Veröffentlichung mit Teddy Pope unzufrieden sein. Ich kann nur sagen, dass ich selbst nicht recht zufrieden bin. Aber zumindestens habe ich diesmal die Varianten des reichen Themas der Homosexualität entdeckt, die mehr sind als die so leichte symbolische Gleichung der Homosexualität und des Bösen. Und in diesem Ausmass fühle ich mich reicher und habe als Schriftsteller mehr Vertrauen in mich selbst gewonnen. Was ich erkannte, war, dass ein grosser Teil meiner Vorurteile in Bezug auf die Homosexualität nur ein Sklave meiner ästhetischen Bedürfnisse gewesen war. In der widersprechenden Vielfalt des amerikanischen Lebens liegt die Schwierigkeit darin, einen Charakter zu

finden, der als «Held» dienen kann; ebenso gross ist aber die Schwierigkeit, seinen «Bösewicht» zu finden. Solange ich mir meine Vorurteile bewahren konnte, hatte ich meine literarischen Bösewichter. Jetzt wird dies Problem schwieriger werden, aber ich nehme an, es wird seinen Erfolg in sich tragen, denn im Grund meines Herzens war ich niemals stolz, dass ich auf homosexuelle «Sündenböcke» einschlug.

Ein letztes Wort. Wenn der homosexuelle Mensch jemals gesellschaftliche Achtung und gleiche Wertung erwerben will, muss auch er sich der schweren Aufgabe unterziehen, seine eigenen Vorurteile abzulegen. In die Abwehr gedrängt ist es nur zu verständlich, wenn auch bedauernswert, dass viele Homosexuelle dazu neigen anzunehmen, dass der Homosexualität etwas eingeborenes Höheres zugrunde liegt. In seiner letzten Konsequenz ist das ein Standpunkt, der genau so verdummend, so lächerlich und so antihuman ist wie die Vorurteile der Heterosexuellen. Schliesslich sind auch Heterosexuelle Menschen, und alle Hoffnungen auf Duldung, Verständnis und Achtung müssen in dieser gegenseitigen Würdigung liegen.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rudolf Burkhardt.

resignation

keiner, der wartet, wenn du nach haus kommst,
mit dir zu essen.
keiner, der tagsüber anruft im büro,
dich zu fragen,
ob du lust hättest,
am abend mit ins kino zu gehen.
morgens nichtssagende drucksachen,
abends «für jeden etwas» im rundfunkprogramm,
ausser für dich.
du bist dir selber im weg und zuviel
mit deinen wünschen,
die übergross deine phantasie
auf die leinwand der seele projiziert:
drei-d-unfug und fopperei von schemen.
nur ein paar bekannte zum bier
in rauchigen lokalen, «einschlägig»,
anrüchig —
und ein bengel,
der dich um eine mark anpumpt,
die er dir doch nie zurückgeben wird . . .
vielleicht sollte man sich ein motorrad . . .
und mitglied in einem sportklub
sei gar nicht so übel,
meinen augenzwinkernd, wohlwollend die kameraden.
und du nickst
und zahlst
und gehst in gedanken, lustlos,
durch die bahnhofshalle und dann
an der normaluhr vorbei,
wo kesse burschen herumlungern und
auf einen dummen warten.
dann nimmst du die letzte strassenbahn.

jack argo